

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 24

Artikel: Auf Melchsee-Frutt
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf Melchsee-Frutt

Von Ernst Eschmann

Wo im ganzen Schweizerland herum finden sich noch so herrliche Alpen wie in den Obwaldner Bergen? Stundenweit dehnen sie sich hin, in einem Hochtal. Zur Rechten und Linken schwingen sie sich in die Felsregion empor, immer wieder findet das Vieh noch ein Gräslein, rupft und zupft es ab und geht weiter, eben entlang oder hinauf, mitten durch ganze Felder von Alpenrosen. Zur Zeit der besten Sommerweide stehen die Rhododendren in voller Blüte und färben die Hänge rot. In dicken Büschen klettern sie über 2000 Meter hinauf und bieten dem Wanderer köstliche Überraschungen. Die dunkelblauen Kelche der Enzianen gucken aus dem Grunde, und neben ihnen die braunen Köpfelein Männertreu. Eine alpine Flora gesellt sich zusammen, daß dem naturfrohen Touristen das Herz im Leibe lacht. Ein Glück, daß es verständigen Kennern geglückt ist, aus dem prächtigen Alpengarten, dem „Boni“, ein Reservat zu machen. Man steigt über die Karrenfelsen und erlebt einen Triumph über den andern. Da stehen die bunten Glöcklein und Kelche nebeneinander, Wollgras und Stauden. Sie wiegen sich im Winde und locken mit ihren Farben, viel intensiver und leuchtender als die Blumen im Tale, sie überziehen die Felsen mit einem engmaschigen Teppich und wissen sich immer noch ein Flecklein zu erobern, wo eine Schicht Humus sich findet. Hier bei diesen bescheidenen und oft unscheinbaren Pflänzchen kann man beobachten, wie der Kampf ums Dasein sich vollzieht. Und Pflanze, Tier und Mensch, sind sie nicht im Grunde den gleichen Gesetzen untertan? Es gilt, der unwirtlichen Umgegend abzutrotzen, was sie zu bieten vermag, Nahrung zu suchen und einen Grund, auf dem man fortkommen kann. Stürme mögen toben, und Feinde mögen sich dem kleinsten wie dem anspruchsvollen Lebewesen entgegenstellen, sie finden immer wieder eine Bahn und Möglichkeit zu leben. Und Heilknäcker sind diese Kräutlein, Schlauberger, und verstehen auf alle Weise, zu ihrer notwendigen Nahrung zu kommen. Die einen haben es auf Mücklein abgesehen, die andern auf Wasser und wieder andere auf die Glut der Alpensonne. Sie

klammern sich an einem Steine fest, verbergen sich in feuchten Untiefen oder suchen ein sprudelndes Gletscherbächlein auf, und alle verstehen sich anzupassen und zu behaupten.

So ein Alpinum stimmt nachdenklich. Wer es zu schauen und deuten versteht, erkennt die Schule des Lebens; auch hier wird Krieg geführt; man ringt um den Platz an der Sonne, wie die Menschen, wie ganze Völkerschaften, und auch hier können Katastrophen einen friedlichen Fleck Erde in wenigen Augenblicken zugrunde richten. Eine Schnee- oder Steinlawine bricht nieder und schafft auf Jahre hinaus ein Trümmerfeld, wie die Menschen heute mit Bomben und Granaten ganze Städte vernichten, Staudämme zum Bersten bringen und Wasserfluten daherdonnern lassen.

Aber nein, in einem so herrlichen Gottesgarten wie dem Alpinum auf der Frutt wollen wir uns nicht solchen Gedanken hingeben. Wir wollen uns des blauen Himmels freuen und der Größe und Schönheit der Welt, die nicht mit menschlichen Maßstäben gemessen werden kann. Wir kleinen Menschlein zählen die Stunden, die Tage, die Wochen und Jahre. Aber bis diese Kalkfelsen so sonderbar ausgewaschen waren, daß die tiefen Rinnen sich bildeten, bis diese Schliffe und Dolinen geschaffen waren, brauchte es Zeiten und Zeitalter, denen gegenüber die uns bekannten Jahrhunderte und Jahrtausende kaum ein flüchtiger Morgen oder Abend sind.

So gibt es sich wie von selber, daß der Nachdenkliche in dieser Einsamkeit der höchsten Regionen immer wieder auf Fragen des Lebens stößt, auf ungelöste Probleme, und es bleibt ihm zuletzt die Bewunderung eines im Grunde Unfaßbaren. Im Alltag findet der berufstätige Mensch nicht Gelegenheit genug, sich auf die Natur und sich selber zu besinnen. Hier oben auf der Frutt kommt er von selber dazu.

Er ist allein mit den Bergen, mit den himmelstürmenden Felsen, und oft stundenweit findet er kein Haus, keine Hütte. Die Bäume sind zurückgeblieben. Die Schatten werden von den höchsten Wipfeln einem zu Füßen geworfen, sie

wachsen über die Weiden und Seelein und werfen gar krause Linien auf den Grund.

Diese Seelein! Sie sind der Zauber des Obwaldner Alpenlandes. Hier liegt eines, blau wie ein Auge Gottes im Grünen. Rüche weiden, und Rindlein und Kälblein kommen gesprungen, und dort tummeln sich übermütige Füllen, und Ziegen glöckeln daher und fordern ihre Kumpane zu einem lustigen Wettstreit heraus. Wer hat den härtesten Kopf, und wer bedient sich am geschicktesten seiner Hörnlein? Solche Spiele spiegeln sich in den sonnebeschienenen Lachen und Tümpeln. Sie werden auch an rauschenden Wildbächen abgehalten, die von einem gelben Kranze von Trollblumen umsäumt sind. Seelein liegen auf den Terrassen der Hänge, und je nach der Art der Umgebung leuchten sie grün oder gar braun wie's Gestein, und wenn ein goldenes Wölklein über sie hinfährt, schimmern sie hell und werfen den lachenden Schein zurück.

Der Melchsee hat eine stattliche Ausdehnung. Schifflein kreuzen auf ihm. Forellen tummeln sich im klaren Wasser und mißbrauchen die Geduld der angelnden Kurgäste. Oh, wie eilig fliehen die Stunden am Wasser davon! Man plaudert, man horcht auf, wenn irgendwo mit Getöse ein Steinrutsch niedergeht, und köstlich ist es, wenn irgendwo aus einer frohen Kehle ein Jauchzer aufklingt. Noch einmal wird er von der hohen Wand zurückgeworfen. Gewaltig aber wird es, wenn weit im Tale unten die Soldaten eine Salve lösen. Da fangen die Berge zu dröhnen an. Den Wänden entlang donnert es, und unwillkürlich fällt es mir ein: So mag es gebräust und gekracht haben, als der Hohenstollen und das Brünighaupt sich auftürmten, als die Verwerfungen geschahen, wie sie die seltsamen Linien der turmhohen Felswände kundtun.

Gar lieblich ist es, in der Verborgenheit des Blauseeleins zu sitzen. Meinen Rücken habe ich an einen grün überzogenen Felsblock gelehnt. Was für ein köstlicher Naturliegestuhl ist das! Ich schlage mein Buch auf, aber fast ist's eine Kunst zu lesen. Denn immer wieder muß ich aufschauen, wie die Wasser sich kräuseln, und einmal kommt eine Ziege mit literarischen Interessen. Sie möchte wissen, was für ein Buch ich vor mir habe. Und doch ist sie eine heimliche Materialistin. Denn

ein Körnlein Salz wäre ihr lieber als der „Olympische Frühling“, und wenn er auch von einem Schweizer und einem Nobelpreisträger geschrieben ist.

Touristen kommen. Sie nehmen den wundrigen Bierbeiner mit, und meckernd klettert er ihnen nach bis nach dem Abgschütz, wo das ganze Berner Oberland sich auf tut mit Eiger, Mönch und Jungfrau.

Und wieder zwingt ich mich zu ein paar Versen. Da poltert es. Ein ganzes Trüpplein Kraxler kommt vom Weitries hinunter. Es scheint ein kitzlicher Abstieg zu sein; aber es ist der schnellste Durchpaß zum Hasliberg und hinunter nach Meiringen. In einem so herrlichen Liegestuhl wird man bequem. Man verspürt gar keine Lust, auf und drauflos zu ziehen, denn man hat alles vor sich, was einem die Hochwelt der Berge bieten kann. Und diese Luft! Dieses herrliche Lüftchen, das an den heilkräftigsten Alpenkräutern vorübergestrichen ist. Und die Glocken der weidenden Rüche! Eine Pastorale haben sie auf dem Programm. Die Symphonie nimmt kein Ende. Immer von neuem hebt sie an, und man wird nie müde ihr zu lauschen.

Da steht ein Kurgast aus meinem Hotel vor mir. Man kommt ins Erzählen.

Und eine Stunde verrinnt, wie das Bäcklein, das dem Blausee entspringt.

So gehen Nachmittage dahin wie ein Blitz.

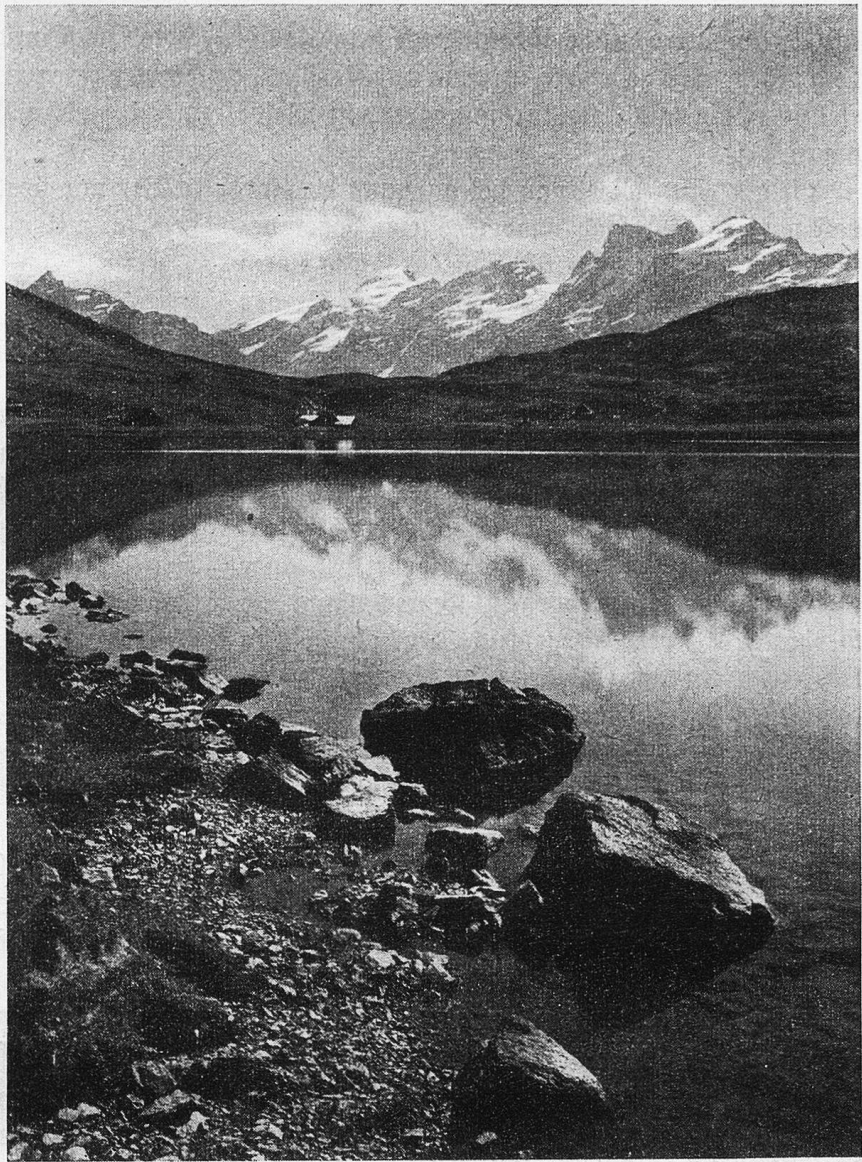
Ein anderer gilt den Seelein in der Richtung nach der Tannalp. Sie haben keinen Namen und sind doch so schön wie manches Prinzeßlein. Kein Rufen, kein Lärm, kein Strandbad. Keine Seele!

Aber ein lieblicher Geist geht um. Er huscht von Ufer zu Ufer, über die Kräuselwellchen hinweg, von Blume zu Blume, von Gras zu Gras: der Friede!

Mitten im zweiten Weltkrieg! Städte fallen in Trümmer. Heere werden begraben. Von Land zu Land fliegen die mörderischen Bomben. Der Tod hält Ernte. Die Macht des Stärkern triumphiert, und die Gewalt sagt: Mein ist das Recht. Hier oben mein Seelein weiß nichts von alledem. Es freut sich der Sonne und ist vergnügt. Raum getraut es sich, mir ein Tönlein zuzuflüstern.

Daß man dieses Seelein mit sich nehmen könnte!

Die Alpweiden auf Melchsee-Strutt wollen kein Ende nehmen. Über eine gute Stunde geht man sozusagen eben hin. Der Weg ist holperig. Selten einmal begegnet man einem Auto oder einem Fahrrad. Zu beiden Seiten begrenzen Höhenzüge den Horizont, zuweilen recht kühne Felsbastionen, und südwärts grüner Rasen, von dem hernieder Flecken blühender Alpenrosen leuchten. Unmittelbar vor mir, immerhin in beträchtlichem Abstand, baut sich eine Pyramide auf von der Form des Matterhorns, kühn und malerisch, der Graustock. Aber keiner tut so vornehm und majestätisch wie der Titlis. Sein weites Schneefeld glitzert in der Sonne, die Wendestöcke leisten ihm Gesellschaft und winken den Alpinisten, die es auf Gipfeltouren abgesehen haben. Die Strutt hält's wie ein guter Demokrat, sie gönnt jedem etwas, und sie bietet, was die große Schar der Besucher wünscht, die die Jochpaßroute unter die Füße nehmen. Aber halt, was



Melchsee (Obw.) 1920 m. ü. M.

Nr. 6151 BRB. 3. 10. 39

guckt dort schon wieder für ein See herauf, rings von Felsen umgeben, farbig, romantisch, einsam? Meine Karte sagt mir: Das ist der Engstlensee! Seiner Einladung kann man nicht widerstehen. Wer hier heraufkommt, findet nicht Ruhe, bis er ihm einen Besuch gemacht hat. Und ein bißchen stolz ist der Bergsee und verschenkt sich nicht. Perlen der Anstrengung will er auf der Stirne des Wanderers sehen, und wär's nur, daß sein Besucher von der Tannalp den unwirtlichen Felsentweg zu ihm herniedergestiegen ist. Aber, poß tausend, er läßt sich nicht lumpen. In fürstlicher Freundlichkeit empfängt er seine Gäste, läßt sie auf grünen Polstern ruhen, und er hat es verstanden, alles Menschenwerk von sich zu

halten. Das Hotel hat er hinter eine Hügelwelle verwiesen. Allein will er sein, durch keine Musik und auch durch keinen Strandbadlärm beunruhigt. Stillter ist es geworden um ihn. Die Engländer, die ihn vor dem Kriege so gern gehabt haben, sind durch dringendere Verpflichtungen daheim festgehalten. Aber sie werden wiederkommen. Sie haben ihn nicht vergessen. Ist er doch der Brennpunkt eines regen Durchgangsverkehrs. Der Jochpaß zählt zu den angenehmsten Touren. Von seinen Leuten verlangt er keine bemerkenswerten Leistungen, immerhin gutes Schuhwerk und etwas Ausdauer. Dafür spendet er Abwechslung, köstliche Bilder und öffnet seinen Reisenden gar ein prächtiges Törlein ins Bernbiet, nach Innert-

kirchen hinunter, durchs Gental nach dem Hasli-berg. Wer müde geworden ist, kann auf die Maul-esel sitzen, die ums Hotel herum angenehme Weide haben.

Auf der Frutt wird man sich gar nicht bewußt, daß man ringsum sich hundert Meter höher be-findet als auf Rigikulm. Man wähnt sich in einem Tale und schaut nach den umliegenden Bergen empor. Freilich, wer auf Schuhmachers Rappen heraufgepilgert ist, wenn er bemerkt hat, wie zu-letzt die Bäume zurückblieben und die Steine und Weiden das Feld behaupteten, glaubt den 1920 Metern, die er gewonnen hat. Eine schöne, sorg-fältig angelegte Straße führt von der Stöckalp, dem Endpunkt des Postautos am obersten Ende des Melchtales, in bequemen Kehren hinan, an Alphütten vorbei, gelegentlich den alten Weg kreuzend, mit wechselnden Blicken und will-kommenen Überraschungen. Von einer Brücke aus schaut man in ein Chaos riesiger Blöcke. Ein Wildbach muß vor Zeiten mit Ungestüm hernie-dergedonnert sein, Tannen und Felsstücke mit sich reißend. Das Schlusstück des Aufruhrs bildet heut ein zahmer Wasserlauf, der von einer unge-heuerlichen Erdbewegung zeugt, die einst zu Füßen des Brünighauptes sich abgespielt haben muß. Man möchte nicht dabei gewesen sein!

Wer heute die drei Stunden gemächlichen Auf-stieges von der Stöckalp nach der Frutt scheut, be-steigt die Schwebebahn, die kleine, für sechs Per-sonen berechnete Kabine. Und siehe da: das fast Unglaubliche ereignet sich: die 900 Meter Höhen-unterschied werden in einer Viertelstunde über-wunden, und sozusagen in einem Zug und Schwung wird man in die Region der Edelweiß gehoben. Gleich zu Anfang geht's mächtig empor, wie ein Vogel hängt man in der Luft und schaut in tiefe Abgründe. Zwischen Tannentwipfeln geht's vorbei; den schweißtriefenden Wanderern, die die Straße unten emporkeuchen, winkt man von oben zu, gleitet von Pfeiler zu Pfeiler und glaubt es kaum, wie flink man die Höhe erobert. Aber es muß seine Richtigkeit haben, der Wald wird dünner und dünner, jetzt ist auch das letzte Tännchen zurückgeblieben, und die zackigen Ob-waldner Häupter sind aufgetaucht und winken herüber: Grüß Gott. Da ist die Höhe schon er-kommen, und das Bähnchen fährt abwärts, dem

Hotel zu. Einzig die frische Luft überzeugt mich: du hast einen Sprung von nahezu tausend Metern getan, und in eine ganz andere Welt setzt du deinen Fuß.

Vor mir liegt der See. Da steht das Haus, in dem ich meine Ferien verbringen werde!

Ferien! Ich behaupte: es ist eine Kunst, seine freien Wochen so zu verbringen, daß ihm keine Stunde ohne Gewinn und Freuden verstreicht, auch wenn die Nebel kommen und im Verlaufe von ein paar Minuten einem die ganze alpine Herrlichkeit hinwegnehmen. Und der Sommer 1944 brachte bis Ende Juli eine Menge un-freundlicher Tage. Es regnete, und die schönsten Reisepläne wurden zu nichts. Da setzt man sich gerne in einen stillen Winkel und gibt sich einer Welt hin, die ein Dichter aus bunten Träumen aufgebaut hat. Oder, man macht sich selber an die Arbeit, vom Hauch der Berge inspiriert, Schicksale treten aus dem Dämmer, und Men-schen gewinnen immer deutlicher Gestalt, wie das Balmeregghorn, wie der Glockhaus, der plötzlich aus dem Nebel heraustritt und seine Schleier weggeworfen hat. Da wird's lebendig im Horel. Die Fexen greifen zu ihrem Stock und stoffeln in den strahlenden Tag hinaus. Denn unversehens ist auch die Sonne wieder da und guckt durch ein offenes Wolkenfenster.

Solche trüben Tage sind auch dazu da, daß sich Menschen finden, die der Zufall zusammenge-würfelt hat. Von allen Enden des Schweizerlan-des sind sie der einen Ferieninsel zugeströmt, und nun brodeln es in allen Idiomen durcheinander, Baseldeutsch und Schaffhauserisch, welsch und mit Bündner Einschlag. Und alle, die in diesem Kon-zerte mitspielen, bringen ein anderes Tempera-ment und eine besondere Gangart mit, so daß ein vergnügliches Durcheinander entsteht und jedes einen Ton angibt zu einer neuen Melodie. So achtet man gar nicht, daß die Tropfen noch immer an die Fenster trommeln, und der Gong erklingt, das Zeichen, daß der Koch sein Werk getan hat und die Mädchen mit den Tellern Suppe strah-lenförmig nach den Tischen zielen. Man hat Appetit bekommen in der anregenden Höhenluft, ob man geplaudert oder einen Strauß Alpen-rosen gepflückt hat.

Und gelegentlich einmal an einem Abend wird



Melchseefrutt. Ausblick vom Hohenstollen auf Triftgletscher.

Nr. 6151 BRB. 3. 10. 39.

ein Länzlein gemacht. Das ist der Dessert des Berghotels. Aber zum Glück sind es keine Jazzmusikanten, die aufspielen. Das wäre, wie wenn die Sennen, die auf den Weiden und in den Ställen ihre Kälblein und Kühe betreuen, in Fräcken aufrückten. Ein ganzes Schärlein flinker Burschen ist auch zu uns gestoßen. Sie tummeln sich in ihrem malerischen Obwaldner Aufzug, in ihren buntgestickten Westen, das runde Käpplein auf dem Kopf, mit den Ferienleuten. So bildet sich eine fröhliche Landsgemeinde, in der es weder Herr noch Knecht gibt. Denn alle sind da, um sich bei Spiel und Scherz des Lebens zu freuen. Auch das paßt trefflich zu einem Ferientag.

Den Höhepunkt der sommerlichen Wochen bildet immer das Fest des ersten August. Wo wäre man besser aufgelegt, diesen Tag der Heimat feierlich zu begehen als in den Bergen? Sie gehören zu uns. Sie sind unsere Wächter und Beschützer, in diesen Zeiten mehr als je. So werden denn die Säle des Hotels mit Tannenreisig und Alpenrosen geschmückt. Da und dort werden Holz und Papier zusammengetragen, um bei einbrechender Nacht in Flammen aufzugehen. Holz,

das die Frutt ja nicht kennt. Es muß aus tiefern Regionen heraufgeschafft werden.

Zur Freude aller zeigt das Barometer auf schön, und es macht keine leeren Versprechungen. Der Tag ist hell, und auch der Abend wird gut sein. So fehlt es nicht an der rechten Stimmung. Die Kinder, die Ungeduldigsten, geraten aus dem Häuschen. Ein paar Buben schlüpfen in Hirtshemden mit Kapuzen, wie wir sie aus Bildern aus der Tellenzeit kennen, eine große Schweizerfahne wird vorangetragen, und jetzt bewegen sich von den beiden Hotels der Frutt zwei Fackelzüge nach der neuen Kapelle am obern Ende des Melchsees. Ein unvergleichliches Bild, wie in der Nacht die lodernden Fackeln daherkommen, wie sie widerleuchten auf dem See und drüben am andern Ufer, am Hange, sich ein Schweizerkreuz abzeichnet. Fast keine Zuschauer sind da. Denn alle sind wir Mitspieler. So schreiten wir über den zur Bühne gewordenen Allpengrund zur neuen Kapelle, eine rotweiße Fahne ist an die Türe geschlagen, und ein Geistlicher wartet unser oben auf der Treppe. Je näher wir kommen, um so mehr Neugierige haben sich eingefunden. Als

geheimnisvolle Schatten halten sie sich im Hintergrund. Nur wenige getrauen sich, näher zu kommen. Kälblein und Rindlein und staunende Kößlein sind es, eine seltsame Gesellschaft, die uns fragend nachschaut und gerne wissen möchte, was wir vorhaben.

Und dazu der Chor der hundert und aberhundert Glocken auf den Weiden verstreut. Von ferne kommt er her, leise und lauter und klingt in unser Lied: Trittst im Morgenrot daher. Dann löst sich eine Stimme aus dem Dunkeln, herunter von der benachbarten Hütte. Ein Senn singt den Betruf, wie er hier oben schöne Sitte ist. In langen Tönen wird er von einer unsichtbaren Naturkanzel zu uns herniedergetragen.

Hier über dieser Alp ist ein goldener Thron
Für Maria und ihren herzallerliebsten Sohn —

Und weiter schweben die Wünsche, durch den Milchtrichter, der zum Sprachrohre dient, gehen und vergrößert:

Bhüet Gott Lüt, Beh und Guet

Und alles, was uf diese Alp gehöre tuet.

In den Herzen aller hallt es zurück, und die Andächtigen beten, den Segen von sich aus inbrünstig erweiternd:

Bhüet Gott unser liebes Heimatland, das noch immer in so großer Bedrängnis steht!

Und unversehens sind wir zu den Männern auf dem Rütli verwandelt. Denn noch einmal be-

schwören wir den Bund mit den schlichten Worten Schillers, sprechen die unbergelichen Zeilen nach, wie sie der Vater verkündet, erheben die drei Finger zum Himmel und werden von der Feierlichkeit des Augenblickes in eine bessere Welt emporgehoben.

Da findet das Schlußlied begeisterte Sänger:
Ruffst du, mein Vaterland!

So haben wir auf der Frutt den nationalen Tag begangen. Ich kann mich nicht erinnern, in all den vielen Jahren eine schönere, würdigere Augustfeier erlebt zu haben.

Ob auch indessen die Ferien ihr Ende gefunden haben, sie sind nicht verrauscht, wie ein Feuerwerk verknallt. Man trägt manches mit heim. Die Tage steigen verklärt wieder auf. Man fühlt sich innerlich gestärkt und weiß, daß man seine Aufgaben wieder leichter anfaßt. Man hat gelernt, Kleines vom Großen zu unterscheiden und weiß wieder besser, auf was es im Leben ankommt. Die Berge haben es uns allen gesagt, die Weiden, die Bächlein und Seen, die Blumen und Herden, und Tag für Tag spür ich's körperlich in den Beinen, in der Brust, im Kopf: Die beständige Höhenluft von über 1900 Metern hat meinen ganzen Organismus ausgewechselt, erneuert und gestählt, ich atme leichter und trete wie beschwingt an meine Arbeit.

s'Wätter und d'Lüüt

Wo hät si au nüd's Rägegwülch,
Se gleitig hi verzoge?
Ha gmeint, es wel ruuchs Wätter gä
Und ha mi saufft jeh troge.

Es puht si hinecht wider uus;
Der Himel wird ä Spiegel;
Und's Obedrot vergulded druus
Sägar nu s'Tach und d'Ziegel.

Am Schyn a, mus's glych tröpfled ha!
D'Wält glänzt jo wies Vergnüege,
Aes wie zwei Aeugli vom ne Chind,
Wän's Nänni chunt a d'Wiege.

Hät's s'Wätter nüd prezys wie d'Lüüt?
s'ischt dunne und s'ischt dobe
Und s'Läbe wird mit jedrem Schnuuf
Aes Stükli wyters gwobe.

Otto Sellmut Stenert